

Die Lichtung

Deutsche Monatschrift

Herausgegeben von

Hans Ludw. Linkenbach und Georg Ludw. Reutlinger

Heft 11

November 1907

Goethe, Schiller und — wir.

Von

Walter Boelcke.

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phoebus die Augen, die Lippen Hermes gelbset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!“

Mit diesen wundervollen, gewaltigen Worten, welche sich auf dem Postament der Pierre Jean Davidschen Goethebüste in der Weimarer Bibliothek finden, versucht Schiller an das Geheimnis des Genius zu rühren; nicht forschend: mit dem naiven Glauben des Menschen, der den Ursprung überragender Größe, unfasslicher Erhabenheit Mächten zuschreibt, die der Verstand zwar benennen, nie aber in ihrem Sein erfassen kann, die nur anbetend die Seele verehren muß. Daß dichterisches, künstlerisches Schaffen überhaupt, eine Gnade, daß der Begnadete selig zu preisen sei, das muß als ein gewaltiges Bekenntnis dem Herzen dessen entquellen, der mit eiserner Konsequenz um diese Gnade Zeit seines Lebens gerungen hat.

Goethe und Schiller sind in ihrer Künstlerschaft gleichsam entgegengesetzte Pole; und Schillers philosophischer Kopf fand früh die Lösung auf die Frage, was im ersten Anfang sich trennend zwischen die beiden Helden zu stellen schien: auf der einen Seite steht der Begnadete, dessen Uranfängen im Olymp nachzuspüren es den Verehrer treibt; auf der andern Seite der, den eine große Sehnsucht den Weg zu Zeus und seinem Himmel zu suchen veranlaßt hat. Hier künstlerisches Schaffen als das Sollen eingebornen Art, dort als das Wollen einer Seele, welcher die Welt in ihrer Tatsächlichkeit nicht Befriedigung zu bieten vermag. Hier der Begnadete, welchem alles Tatsächliche mit dem Schimmer des Idealen, eines

Stefan George.

Von

Hans Benzmann.

Unsere Zeit wird in hohem Maße von suggestiven Einflüssen beherrscht. Dies scheint mir namentlich auch in der willkürlichen und einseitigen Bewertung literarischer Erzeugnisse und in dem oft unbegreiflichen Vertrauen des Publikums zu der allmächtigen und doch so unselbständigen und ungebildeten Kritik zum Ausdruck zu kommen. Es gibt moderne Dichter, denen nichts so fern liegt als ein origineller fruchtbarer Gedanke oder eine echte starke Empfindung und die es dennoch verstanden haben, sich mit ihrer kleinen, empfindungsarmen und geistlosen Kunst ins rechte Licht zu setzen, andere, die für gewisse Tendenzen (z. B. Heimatkunst!) Propaganda machten und dabei ihrer eigenen so abstrakten und rhetorischen Kunst am meisten dienten, und wiederum andere, die dadurch, daß sie sich von ihren Genossen abschlossen und sich scheinbar der Kritik und dem Publikum gegenüber gleichgültig, ja ablehnend verhielten, in den Ruf vornehmster Kunstpflege gelangten und auf diese Weise wirksamste Reklame für sich gemacht haben. Im allgemeinen jedoch ist die kritiklose und allem wirklich Originalen, Tief erlebten und künstlerisch-natürlich Dargestellten hilflos und ratlos gegenüberstehende Kritik und sogenannte Literaturwissenschaft unserer Tage schuld daran, daß einzelne Dichter über Gebühr geschätzt werden. Es ist so weit gekommen, daß unfertige oder wirre Poeten als die eigentlichen deutschen Lyriker unserer Zeit oder als Propheten oder künstlerische Vertreter der Zukunft gepriesen werden. Ich möchte diesen Kritikern, die für eine doch rein zeitliche und nebensächliche Kunst, für eine Kunst der Experimente Stimmung machen und mit dazu beitragen, daß das Echte und wirklich Originale unterdrückt wird, nur die Frage zurufen: Was ist an Goethe, an Mörike, Eichendorff, Lenau, Storm, Keller, C. F. Meyer dunkel und bizarr, und was ist aus jenen in der Vergangenheit geworden, die exaltiert und bizarr waren; z. B. aus den Romantikern zweiten und dritten Grades, den Zacharias Werner, Graf Loeben u. a.? Auch die lebendige Kunst der Zukunft wird einfach und klar sein — wie etwa das Volkslied, Goethes Liebeslyrik, Goethes Epigramm — und in Empfindungen, nicht in vagen und wirren, überpersönlichen Vorstellungen wurzeln.

Zu den meines Erachtens überschätzten Lyrikern der Zeit gehört auch Stefan George. Mir ist es jüngst beim Studium der Romantiker aufgefallen, wie ähnlich die Lyrik Stefan Georges und seiner Jünger in ihrer abstrakten und kalten gesuchten Sprache und in ihrer empfindungsarmen, durchaus nicht suggestiven Symbolik den hochfahrenden, doch gefühlsarmen Poesien

der Gebrüder Schlegel*) ist. Man hat George ganz unrichtig mit Platen verglichen. Wer Platen für einen Nur-Formalisten hält, der kennt ihn nicht, der hat ihn nicht im entferntesten verstanden. Platen ist im Gegenteil einer unserer persönlichsten und intimsten Lyriker, der seine innersten Empfindungen in schlichteste Worte kleidete, ganz abgesehen davon, daß er eine vornehme und wahrhaftige Persönlichkeit war.

Auch wenn die zartesten Empfindungen zu Worte kommen sollen, nimmt Stefan George dagegen eine feierliche Pose an. Er ist gewiß ein feiner Sprachkünstler; aber ebenso charakteristisch ist für ihn, daß er die allgewöhnlichsten, kleinsten und schwächsten Empfindungen durch die Sprache, durch einen gesuchten Stil aufbauscht, als seien es Empfindungen kostbarster, erlesenster Art.

Seine Richtung wird mit Recht die formalistische, die der Symbolik genannt. Er vertritt das dem naturalistischen entgegengesetzte Prinzip. Die Anhänger des letzteren suchen die Natur nachzuahmen, einen Eindruck direkt wiederzugeben, sie verschmähen jedes künstlerische Mittel, also die Form, und wissen nicht, daß gerade die charakteristische Form das Medium ist, vermittelt welchem in dem Leser oder Hörer die beabsichtigte Stimmung neu erzeugt wird. Die Suggestion durch die Form ist eben Wesen der Kunst. Ebenso gehen die Formalisten nach der anderen Richtung hin über das Ziel hinaus; denn das Wesen der Kunst ist nicht Form an sich, sondern lebendige, beseelte Form, ist Verstanbildlichung einer Empfindung durch das einfachste sprachliche Mittel. Anzweifelhaft will auch George versinnbildlichen — ich meine einen Eindruck suggestiv wirksam gestalten —, aber seine Symbolik, übermäßig gepflegt, hebt sich gleichsam durch sich selbst auf, seine Symbole in ihren Beziehungen zueinander bilden eine eigene Welt seelenloser Körper; ein Spiel der Worte, der Formen entsteht, das nicht mehr wie eine bildliche Darstellung menschlicher und individueller Empfindungen und Ideen annutet, sondern eben nur wie ein Spiel bedeutungsloser Worte, blasser, blutloser Schemen. Alle Mängel der Georgesehen Lyrik, die meiner Überzeugung nach keinen gesund empfindenden Menschen zu befriedigen vermag, die Dunkelheit und Starrheit, Kälte und Leere seiner Verse ergeben sich aus der eben gekennzeichneten Manier des Dichters. Daß diese nur in einzelnen Zeilen und Gedichten wirklich wertvolle und originelle, im allgemeinen] unverständliche, unharmonische, innerlich formlose, vielfach öde Kunst dennoch einen gewissen literarischen Anhang gewinnen konnte, darin offenbart sich deutlich jene am Anfang dieses Aufzuges gerügte Erscheinung.

*) Die Bedeutung der Gebrüder Schlegel ist bekanntlich auf anderem Gebiete zu suchen.

Immerhin ist George jedoch auch eine interessante Nebenfigur im Getriebe der heutigen Dichtung; seine zielbewußte Entwicklung läßt auf eine gewisse künstlerische Energie schließen, mag diese auch einseitig genug gerichtet sein, die eigentümliche Sphäre seiner Vorstellungen, so weit sie durch ein begrenztes Können sich zu offenbaren vermögen, auf das Hinstreben zu einer eigenen Kultur und Weltanschauung. George ist andererseits ein bemerkenswerter Dichter des Idylls, der Elegie, der Allegorie und ruhigen Hymne. Neben der Kultur solcher Künste feiert er Feste der Freundschaft, der Liebe, der Freude wie der Trauer, der Erhebung wie der Melancholie: Er feiert immer. Er ist auch fast immer pathetisch; aber sein Pathos ist gedämpft und wenn es sich nicht zu erheben vermag, dann verklingt es flug im Geflüster geheimnisvoller Worte, die wenig bedeuten.

Schon das erste Buch: „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal“ (3. Auflage 1905, Georg Bondi, Berlin — in diesem Verlage sind sämtliche Werke Georges erschienen —) präsentiert den ganzen George, was Form und Darstellung anbetrifft. Wenn einerseits die Farben noch nicht voll und schwer, die Plastik noch weit und unbestimmt ist, so ist doch andererseits die Dunkelheit und Starrheit schon hier in vielen Gedichten bis zu vollständiger Sinnlosigkeit und Empfindungsleere gediehen. Schon hier gibt uns der Dichter Rätsel zu raten auf, deren Sinn, wenn er überhaupt zu finden ist, meistens von überraschender Dürftigkeit ist. Nur manchmal gelingt ihm eine suggestiv und lebendig wirkende Stimmung (vergl. z. B. die Kokostimmung: „Hochsommer“). Der Abschnitt „Pilgerfahrten“ verheißt Leben der inneren Empfindung. Raum eine Spur davon findet man in den Gedichten. Eine schlaffe, unpersönliche Empfindsamkeit und höfrende Grübeleien sind die trüben Quellen dieser wässerigen Gedichte. Von Entwicklungskämpfen, von einer originalen Persönlichkeit erfahren wir nichts. Die Algabalgedichte — ein paar dekorative Kulturgemälde — sind prächtig in der Sprache und von plastischer Wirkung. Das ist alles.

Das zweite Buch: „Die Bücher der Hirten und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten“ (2. Auflage) zeigt allerdings eine Weiterentwicklung. Es ist ein reicheres Buch und birgt Georges klarste und lebendigste Gedichte. George liebt es, die verschiedensten Kulturen lyrisch zur Darstellung zu bringen. Hier sogar systematisch. Allein sein einseitiges Talent und sein starrer, unbiegsamer Geist vermag das lebendige Wesen einer Zeit weder zu erfassen noch darzustellen. Nur Bilder von nebensächlicher Bedeutung ziehen an uns in unbestimmter Beleuchtung vorüber. Hier zeigt der Dichter deutlich, wie fremd ihm Größe und gesunde Empfindung ist. Er ahmt die Dichtungen der Antike und des Mittelalters nach, dann und wann Persönliches in

dem fremden Ton verratend. Gedichte wie „Der Tag der Hirten“, „Flurgottes Trauer“, „Zwiegespräch im Schilf“ sind an sich zarte, stimmungsvolle Gebilde, erinnernd an die Elegienpoesie der Alten. Ritterehre und -liebe feiern die Gedichte des Abschnitts: „Das Buch der Sagen und Sänge“. An der Spitze steht das schöne Gedicht: „Sporenwache“. „Vom Ritter, der sich verliert“ ist eine romanzehafte, impressionistische Stimmung aus dem Burgleben. — „Das Buch der hängenden Gärten“ will den Orient und seine Poesien vergegenwärtigen. Ein paar Bilder aus dem Kultur- und Kriegsleben des Südens ziehen flüchtig an dem Leser vorüber. Bemerkenswert sind die kleinen knappen Liebeslieder am Schluß dieser Sammlung, die entschieden im Geiste der indischen und chinesischen Liebeslyrik gehalten sind.

Das Buch „Jahr der Seele“ (3. Auflage) mag dem Dichter viel bedeuten. Es mag eine Entwicklung spiegeln, deren Höhenpunkte wir jedoch nur wie leise Wellenbewegungen verspüren. Bisweilen klingt es wie verhaltene Leidenschaft aus diesem monotonen und so oft unmelodischen Wellenspiel. Die Empfindungen, die den Gedichten zugrunde liegen, die einfachen des Schmerzes, der Freundschaft und der Liebe, des Glückes und der Entfugung, werden durch die geschraubte und gepresste Sprache, durch die abstrakte, oft geschmacklose Bildlichkeit und abenteuerliche Symbolik gradezu zerrissen. Wir fragen uns enttäuscht: vermag der Dichter sich nicht zu offenbaren oder kann er nichts offenbaren? Zeigt er immer nur die verzerrte Maske statt des Gesichts, die Form statt des Menschen, statt der Seele?

Trotz ihrer vielen Dunkelheiten, trotz ihrer schwerfälligen Symbolik wirken die Gedichte des nächsten bisher letzten Buches von George: „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod“ (3. Auflage) doch vielfach tief und bedeutend. Es ist, als hätte sich der Dichter aus dem wirren, sentimentalen Spiel jugendlicher Empfindungen emporgerungen. Für Dunkelheiten, ohne die für George nun einmal die Poesie nicht denkbar zu sein scheint, werden wir durch die Schönheit, Wort- und Bildpracht mancher Gedichte entschädigt. Dantesche Stimmung herrscht hier und dort.

In ruhigen und edel gebauten Versen (jedes Gedicht besteht aus vier vierzeiligen Strophen) wird geschildert, wie die Menschenseele, die nach Erlösung und Vollendung sich aus tiefster Niedergeschlagenheit und Dumpfheit sehnt, von dem Göttlichen in ihr, das hier als ein hoher Engel erscheint, zu Gott, zum inneren Frieden geführt wird: Sie ist preisgegeben allen inneren und äußeren Versuchungen; selbst der Dienst des Schönen und des Erhabenen bedrückt sie oft wie eine schwere Last. Sie muß Heimat und Jugend entbehren, aus Gunst und Mißgunst sich hinüberretten in das große einsame Leben. Erst wenn diese Warte erreicht ist,

vermag der Dichter stillen, geläuterten Herzens von der ewigen Reinheit und Harmonie der Natur, von Menschenliebe, von selbstloser Freundschaft zu singen. Schmerz und Entfugung werden ihn oft wie Nacht umflügeln, aber sein Geist wird in Erinnerung und Ahnung feiern und in der Sehnsucht die Quelle ewiger Wiedergeburt finden.

In dem Abschnitte „Teppich des Lebens“ folgen wir wieder alten Lieblingsideen Georges. Die Entwicklung der Menschheit und ihrer Kultur wird dargestellt in einzelnen, freilich oft nebensächlichen, wenn auch fast immer eigenartigen Bildern. Selbst eine Urlandschaft schildert der Parnassien George und überraschend lebendig mit den Farben und im kräftig epischen Stile Segantinis! Eigenartige Typen menschlicher Charaktere (die unverstandene „Fremde“, die schwachen, sich zusammendrängenden „Lämmer“) sollen die fortgeschrittene Kultur versinnbildlichen. Mit Riesenschritten kommt der Dichter zur Gotik und zum Rokoko. Hier erlahmt wieder seine Kraft. Von schönen konkreten Schilderungen schweift er hinüber in das enge Gebiet seiner abstrakten Lieblingsgedanken. Farblose Allegorien folgen. Selten ist es versucht worden, in so dürftigen Bildern die menschliche Kultur darzustellen. Die lockere Reihe der Gedichte löst sich schließlich ganz auf und erhält mehr und mehr einen fragmentarischen Verlegenheitscharakter.

Ganz deutlich zeigen sich hier wieder die Grenzen der Kunst Georges.

Würdevoll jedoch beschließen „Die Lieder vom Traum und Tod“ die Reihe der Dichtungen. Es sind Hymnen einer beruhigten Seele, die nur reine Trauer und Entfugung kennt. Erlebnisse, Landschaften, — Italien, Holland — ziehen vorüber. Wie Bilder und Symbole wirkt alles Leben, das nur Traum ist, nur Vision für den Wissenden, der seine Träume mit seliger Wehmut genießt.

Traum und Tod.

Glanz und ruhm! so erwacht unsre welt
 Heldengleich bannen wir berg und belt
 Jung und groß schaut der geist ohne vogt
 Auf die flur auf die flut die umvogt.

Da am weg bricht ein schein fliegt ein bild
 Und der rausch mit der qual schüttelt wirt.
 Der gebot weint und sinnt beugt sich gern
 „Du mir heil du mir ruhm du mir stern.“

Dann der traum höchster stolz steigt empor
 Er bezwingt kühn den gott der ihn for
 Bis ein ruf weit hinab uns verflößt
 Uns so klein vor dem tod so entblößt!

All dies stürmt reißt und schlägt blitz und brennt
 Eh für uns spät am nacht-firmament
 Sich vereint schimmernd still licht-kleinod
 Glanz und ruhm rausch und qual traum und tod.

George ist auch als Übersetzungskünstler hervorgetreten. Die Übersetzung der Gedichte Baudelaires (Verlag Bondi) halte ich für sehr gelungen. Auch die beiden Sammlungen „Zeitgenössische Dichter“ (1. Band: Rossetti, Swinburne, Dowson, Jacobsen, Kloos, Verwey, Verhaeren. 2. Band: Verlaine, Mallarmé, Rimbaud, De Regnier, D'Annunzio) bieten Meisterwerke einer etwas spröden, doch stilvollen, d. h. dem Wesen des Originals entsprechenden Übersetzungskunst.



Experimentelle Psychologie.

Von

Dr. Julius Reiner.

Die intimsten Vorgänge unseres Seelenlebens, die mannigfachen und äußerst komplizierten Funktionen der Psyche haben seit jeher Denker und Dichter, Philosophen und Theologen beschäftigt. Schon die Mythologien legen Zeugnis davon ab, daß das Seelenproblem auch in den allerältesten Zeiten im Mittelpunkte der denkenden Menschheit stand. Und wenn uns heute ihre phantastischen und poetisch verklärten Angaben über das Wesen der Seele nicht mehr zusagen, wenn wir sie nur als ein schwaches Ringen primitiver Kultur mit den tiefsten Erkenntnisproblemen deuten, so muß man doch zugeben, daß hinter der poetischen Verkleidung oft ein tiefer Sinn verborgen ist, der auch heute noch seine Geltung nicht ganz eingebüßt hat.

Oder ist es nur ein unbewußtes Hineintragen moderner Anschauungen in die Ansichten der Vergangenheit, wenn wir die Mythologien der Urvölker so deuten?

Es gibt Gelehrte, die sich gegen jede moderne Deutung mythologischer Sagen auflehnen, die in den Anschauungen vergangener Jahrtausende nicht die Spur modernen Denkens anerkennen wollen. Es fehlt aber auch nicht an solchen Forschern, die die Kontinuität des Denkens überall betonen und auch nachzuweisen suchen, für die die Vergangenheit nicht im Gegensatz zur Gegenwart steht, für die sie nur ein Antezedens ist und aus der heraus erst die Gegenwart und ihre Probleme zu verstehen sind.